

Ein Bekenntnis [Schluss]

Autor(en): **Storm, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 48

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 48
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
26. November
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Leid der Jugend.

Von R. Prevot.

So rein, so stumm wie erster Schnee,
Herbeigewünscht zur Knabenzeit,
Hüllt junger Sehnsucht süßes Weh
In stille Wintereinsamkeit.

Die Seele friert und ahnt Verderben,
Wägt grübelnd ihres Schicksals Scherben,

Wie einer Totenglocke Schlag
Mit Herbstfrost füllt den Frühlingstag,
Wiegt sie sich ein ins große Sterben.
Ist keiner leichten Lockung feil,
Klimmt einsam hoch und sucht sich
[heil

Beim eignen Gott, so streng gewillt
Wie kein erstarrtes Gnadenbild —
Und sinnt und weiß den Grund nicht klar,
Daß Mutterschmerz sie froh gebar,
Späht hoch nach fernem Kirnenlicht
Und sieht im Tal die Heimat nicht.

Ein Bekenntnis.

Erzählung von Theodor Storm.

8

„Ich sah wohl, daß das Mädchen bleicher wurde, je mehr die Mutter sich erholte; und so eines Tages, als sie mich wieder aus dem Krankenzimmer geleitet hatte, faßte ich ihre Hand, und während ihre schönen verwachten Augen zu mir aufsahen, sprach ich und war selbst nicht ohne tiefere Bewegung: ‚Von heut‘ an, Fräulein Hilda, sollen Sie ruhig in Ihrem Bette schlafen; ich stehe Ihnen dafür, Ihre Mutter ist gerettet.‘

„Wie durch ein Wunder erhellte sich bei diesen Worten ihr junges Antlitz; in Wahrheit, sie war plötzlich wunderschön geworden. ‚Gerettet?‘ frug sie noch halb im Zagen; ‚o Gott, gerettet!‘ — Dann noch ein paar tiefe Atemzüge, und ein entzündendes Lachen, als ob's die Brust nicht bergen könne, brach aus ihren Lippen. ‚Gerettet!‘ wiederholte sie noch einmal. ‚O Doktor, mir ist, als trüg' ich plötzlich einen Rosenkranz! Aber Sie‘ — und ihre Augen sahen mich wie heftig flehend an — ‚gleich einer Trauerkunde haben Sie die Himmelsbotschaft mir verkündet! Und Sie haben mir das Leben — o, verstehen Sie es doch! das Leben meiner Mutter haben Sie gerettet!‘

„Ich glaube fast, sie wollte mir zu Füßen sinken, aber ich faßte ihre Hand: ‚Lassen Sie das, Hilda!‘ sagte ich; ‚es hat wohl jeder sein eigenes Geschick, und was an Freude einmal hinzukommt, nimmt dessen Farbe an!‘

„Ja, ja, ich weiß‘, erwiderte sie, plötzlich still werdend, ‚Sie haben Ihre Frau so sehr geliebt und haben sie verloren!‘

„Es war die Krankheit Ihrer Mutter‘, fügte ich hinzu; ‚ich vermochte sie nicht zu retten‘ — — nur zu töten! hätte ich fast hinzugesetzt, denn mich überkam ein fast unabweis-

barer Drang, diesem jungen Wesen meine Seele preiszugeben, ihr alles, was mich zu Boden drückte, bloßzulegen, so wie ich es heute vor dir getan habe. — Aber ich bezwang mich; sie hätte darunter zusammenbrechen müssen.

„Die Augen voll Tränen, mir beide Hände hingegeben, stand sie vor mir. ‚Es tut mir so leid, daß Sie nicht froh sein können‘, stammelte sie endlich.

„Ich schüttelte den Kopf: ‚Ich danke Ihnen, Hilda!‘ sagte ich; dann ging ich fort. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen.

— — „Am Abend saß ich bei den Freunden Lenthes, und, wie so oft, wandte sich das Gespräch darauf, wie meinem unverhehlbar trüben Zustand wieder aufzuhelfen sei. ‚Täusche dich nicht, Franz‘ sagte der Freund, ‚als ob die Begier nach Leben in dir erloschen wäre; du mußt trotz alledem wieder heiraten und dein Haus aufs neue bauen!‘

„Ich bin zu alt geworden, Wilm‘, erwiderte ich abwehrend.

— — „Ei was! Du hast nur deine Jugend mit Kirchhofsrasen zugedeckt; wenn du ein Weib hast, tragt ihr sie miteinander wieder ab!‘

„Am Ende‘, sagte ich wie scherzend, ‚habt ihr meine Künftige schon hinter einem Vorhang? Wer sollte mich denn heiraten?‘

„Frau Rätthe sah mich halb schelmisch, halb jaghaft an. ‚Hilda Roden?‘ frug sie leise. ‚Oder hab' ich fehl geraten?‘

„Es durchfuhr mich doch. ‚Was wissen Sie von Hilda Roden?‘ rief ich.

„D‘, erwiderte sie schon mutiger, ‚ich weiß von ihr; Sie würden keinen Korb bekommen, und sie ist gut, die Hilda!‘

„Und Lente nicht dazu; Ueberhör nicht, was die weiße Frau dir rät!“ sagte er lächelnd.

„Ich aber dachte: Jetzt wird es Zeit zu gehen! — Laut sagte ich: ‚Ich überhör‘ es nicht und will tun, was danach geschehen muß. Jetzt aber — reden wir von anderen Dingen!“

* * *

„Bereits am anderen Tage sandte ich meinen Assistenten zur Etatsrätin, bei der übrigens ein täglicher Besuch schon kaum mehr nötig war. Die junge hübsche Dame, meinte bei seiner Rückkunft der junge Mann, habe bei seinem Eintritt ihn so erschrocken angesehen, daß er schier darüber außer Fassung gekommen wäre. Ich will dir nicht verhehlen, Hans, daß bei diesen Worten sich mein Herz zusammenzog. Gleichwohl, nach drei weiteren Tagen, nachdem ich mein Haus bestellt hatte, nahm ich Abschied von den Freunden, die, da ich mit einer Hochzeit nichts zu tun haben wollte, auch mit dieser Badereise zufrieden waren, auf die sie, Gott weiß, welche Hoffnung setzten. — Und so, mein alter, mein ältester Freund“, schloß er, mir seine Hand hinüberreichend, „siehe ich denn hier bei dir wie einst vor manchen Jahren; es ist mir wie ein Ring, der sich geschlossen hat.“

Er hatte eine Weile geschwiegen; den Kopf geneigt, daß meine Augen auf sein ergrauendes Haar sahen, so sah er vor mir; dann begann er noch einmal, ohne aufzublicken: „Daß ich meiner Elsi den Tod gegeben, während ich nach dieser neuen Vorschrift vielleicht ihr Leben hätte erhalten können, das liegt nicht mehr auf mir; es ist ein Schwereres, an dem ich trage — so mühselig, daß ich, wäre es möglich, an den Rand der Erde laufen würde, um es in den leeren Himmelsraum hinabzuwerfen. Laß es dir sagen, Hans, es gibt etwas, von dem nur wenige Aerzte wissen, auch ich wußte nicht davon, obgleich ihr mich zum Arzt geboren glaubtet, bis ich daran zum Verbrecher wurde.“

Er atmete tief auf. „Das ist die Heiligkeit des Lebens“, sprach er. „Das Leben ist die Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes, denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders!“

Ich ergriff seine Hand: „Schmähe dich nicht selber, Franz! Du hast auch so genug zu tragen!“

„Du hast recht“, sagte er aufstehend; es taugt auch nicht, davon zu reden; nur die eine Frage ist zurück: Was nun?“ Er war aufgestanden und ging im Zimmer hin und wider.

„Die Lentes“, sagte ich, „haben dir ein derbes Mittel angeraten!“

„Für einen Unschuldigen“, erwiderte er, „vielleicht nicht unrecht; und doch“ — er war stehen geblieben — „pfui, pfui! Dies edle Geschöpf zum Mittel einer Heilung zu erniedrigen, es würde nur ein neues Verbrechen sein!“

Ich blickte aus dem Banne dieser furchtbaren Erzählung in dem Zimmer umher; von dem engen Hofe fiel schon die Dämmerung herein, es regnete draußen. „Laß uns ein Weiteres auf morgen sparen“, sagte ich; „das Ungeheure, das ich gehört habe, verwirrt mich noch; ich komme morgen schon in der Frühe zu dir!“

Er nickte und reichte mir die Hand. „Tu das, Hans, und schlafe gesund, wenn dein treues Herz dich schlafen läßt!“

— — Ich ging und fand im Hotel meine alte Verwandte ungeduldig meiner harrend. „Wo bleibst du, Hans? Ich sitze hier schon Stundenlang, die Hände im Schoß, und der Tee ist längst bitter!“

Meine Entschuldigung, daß ich einen alten Freund, mit hartem Schicksal beladen, wiedergefunden, wollte kaum verschlagen; ob aber der Tee bitter war, habe ich damals nicht geschmeckt.

* * *

Nach einer freilich meist schlaflosen und in vergeblichem Sinnen verbrachten Nacht machte ich mich — es war schon gegen sieben Uhr geworden — zu meinem Freunde auf den Weg. Als ich in das Haus trat, sah ich, daß dessen Zimmertür weit offen stand, und eine alte Magd schien drinnen aufzuräumen, als ob dort kein Bewohner mehr vorhanden sei; selbst die Fenster nach dem Hofe waren aufgesperrt.

„Ist denn der Herr Doktor schon ausgegangen?“ frug ich näher tretend.

Aber das Frauenzimmer schlug mit gespreizter Hand einen Halbkreis durch die Luft: „Fortgefahren ist er, schon um vier Uhr; er kommt nicht wieder!“

In meiner Bestürzung sah ich, wie einen Anhalt suchend, durch das Fenster auf den Hof und gewahrte dort die Dohle noch wie gestern auf dem Holunderbusche hocken. Die Magd hatte sich auf ihren Scheuerbesen gestemmt und schaute gleichfalls dahin. „Ja“, sagte sie, „den ruppigen Vogel, den hat der Doktor meiner Herrschaft hier gelassen!“

„Hatte er denn das Tier so gern?“

Die Alte schneuzte die Nase in ihren Schürzenzipfel; dann schüttelte sie grinsend ihren Kopf: „Aber eine Handvoll Gulden hat er drauf gegeben, der Herr Doktor, und gesagt, das sei das Kostgeld.“

In diesem Augenblicke gewahrte ich einen Brief mit meiner Adresse auf einem Tische liegen; es war die mir noch wohlbekannte Handschrift meines Freundes. Ich nahm ihn und sagte: „Der Brief ist an mich!“

Das Weib sah mich an: „Ja, wer sind's denn eigentlich?“

Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu: „Habt Ihr mich nicht gesehen? Ich war doch gestern den ganzen Nachmittag bei dem Herrn Doktor!“

„Ach ja, da wird's schon richtig sein; wissen's, ich hätt' nachher doch den Brief Ihnen sollen bringen.“

So ging ich denn mit klopfenden Pulsen, aber mit einem gewonnenen Schätze in mein Hotelzimmer und las, was, wie ich jetzt glaube, Franz mir schon gestern hätte sagen können.

„Lebe wohl, mein Freund“ — so schrieb er, und es dauerte eine Weile, bevor ich weiter lesen konnte — „wir werden uns nicht wiedersehen. Daß du zur rechten Zeit mich findest, daß ich zu dir das Ungeheure von der Seele sprechen konnte, hat meinen Geist befreit; ich bin jetzt fest entschlossen: ich gehe fort, weit fort, für immer, nach Orten, wo mehr die Unwissenheit als Krankheit und Seuche den Tod der Menschen herbeiführt. Dort will ich in Demut mit meiner Wissenschaft dem Leben dienen; ob mir dann selber Heilung oder nur der letzte Herzschlag bevorsteht, will ich dort erwarten. — Noch einmal lebe wohl, geliebter Freund!“

* * *

Seitdem, fast dreißig Jahre lang, hörte ich nichts mehr von Franz Zebe; nur durch Lenthes, mit denen ich später in nähere Verbindung trat, daß sein Assistent wirklich das Erbe seiner Praxis angetreten habe, wozu Franz ihm aus der Ferne noch behilflich gewesen sei. Dann, im Herbst 1884, gelangte ein Schreiben aus Ostafrika an mich, dessen Adresse von einer mir fremden Hand war. Als ich es geöffnet hatte, fielen zwei Briefe heraus, der eine, leicht erkennbar, von der Hand meines längst verschollenen Freundes, der andere von der Feder, welche die Adresse an mich geschrieben hatte. Ich las diesen letzteren zuerst; er war nach der Unterschrift von einem Missionar:

„Gruß in Christo Jesu zuvor!

In der Nacht vom 16. Mai d. J. ist hier der stets hilfreiche und, obwohl er den rechten Weg des Heils verschmähte, dennoch von der Liebe Gottes erfüllte Dr. med. Herr Franz Zebe unter meinen Gebeten zum wahren Gott-Schauen entschlafen; infolge einer schweren Seuche, von der er zwar nicht befallen worden, deren treue Bekämpfung aber den ohnehin schon schwachen Rest seiner dem Dienste der Menschenliebe gewidmeten Kräfte aufgerieben hat.

Diese Nachricht an Sie, werter Herr, und die Uebersendung seiner Abschiedsworte habe ich ihm in seiner letzten Stunde zugesichert.

Möge der große Gott mit unserem Toten und auch mit Ihnen sein!“

Dann nahm ich den Brief meines Freundes:

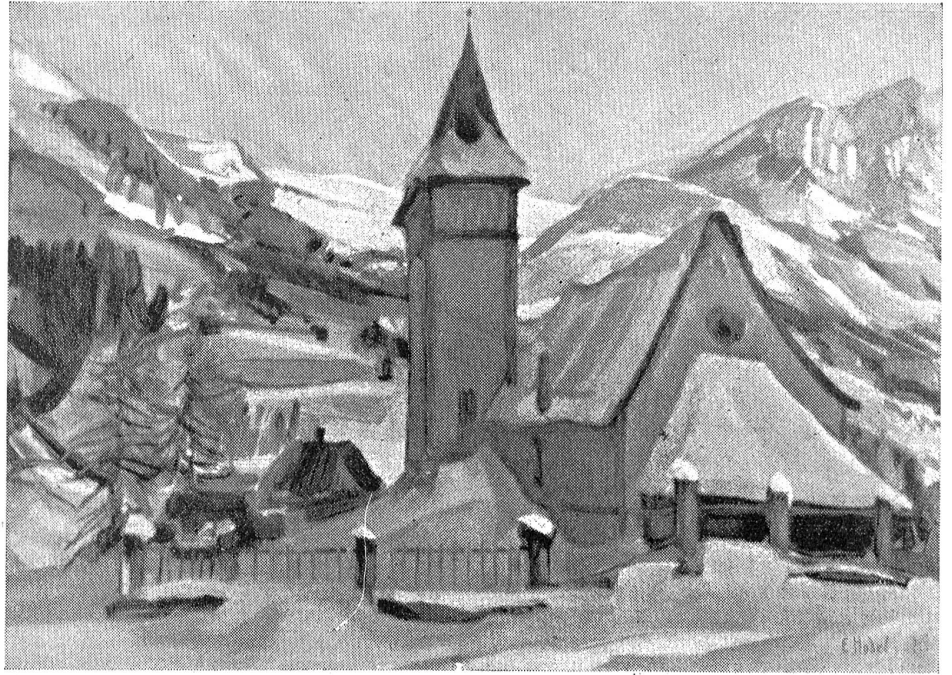
„Noch einmal, Hans“, so schrieb er, „greife ich nach deiner Hand und hoffe, du wirst die meine fassen können; nur ein Wort noch, damit du von mir wissest und meiner in Frieden gedenken mögest!

Ich habe ehrlich ausgehalten; mitunter nicht ohne Ungeduld, so daß mir die Gedanken kamen: Was bist du doch für ein Narr? Der Weg hinaus ist ja so leicht! — Aber ich hatte damals noch die Kraft, mich abzuwenden, daß ich an mir selber nicht zum Freier würde. Jetzt endlich geht die Zeit der furchtbaren Einsamkeit, in der ich hier die zweite Hälfte meines Lebens hingbracht habe, ihrem Ende zu. Die Kräfte sinken rasch; ich wundere mich, daß ich noch lebe, zugleich aber sehe ich vor mir das Tor zur Freiheit von anderer, ich weiß nicht, von welcher Hand geöffnet — o, meine Elsi! möchte es die deine sein!

Lebe wohl, Hans, mein Freund; ich fühl's, das Sterben kommt!“

— — So war sein Leiden denn zu Ende. — Ob eine solche Buße nötig, ob es die rechte war, darüber mag ein jeder nach seinem Inneren urteilen; daß mein Freund ein ernster und ein rechter Mann gewesen ist, daran wird niemand zweifeln.

(Ende.)



Pro Juventute-Karten 1927 von Kunstmaler Ernst Hodel. Bergkirchlein im Saanenlande.

Aus dem fernsten Osten.

Gegenüber der Insel Sachalin, zwischen dem Japanischen Meere und dem Unterlaufe des mächtigen sibirischen Stromes Amur liegt im unzugänglichen Winkel der „Sovietrepublik des fernsten Ostens“ das Ussurigebiet, vom Meere durch ein wüstes, felsiges Porphyrgebirge und vom übrigen sibirischen Festlande durch weite Sümpfe und Urwälder, die Taiga, abgetrennt. Die Russen haben zwar von Tschita aus eine Bahn durch das Gebiet ihrer Oberherrschaft gebaut, die über Chabarowsk nach Wladiwostok fährt, indem sie die Mandschurei in spitzem Winkel umgeht. Sie führt ein langes Stück dem Flußlaufe des Ussuri nach, dessen bald schlammige, bald vereiste Fluten sich beim Bahnknie in den Amur ergießen. Die Bahn hat jedoch fast nur strategische Bedeutung. Der Handel benutzte die direkte Linie Wladiwostok-Charbin (Mandschurei)-Tschita. Sie brachte es allerdings mit sich, daß russische Ansiedler nach dem Ussurigebiet kamen, dessen Ureinwohner von den eingedrungenen Koreanern und Chinesen ebenso schmachlich mißbraucht und ausgerottet wurden, wie es etwa heute noch mit den Indianern in Ecuador und Bolivien geschieht. Die Russen setzten ein humaneres Verhalten durch, und es ist zu hoffen, daß die Restbestände der Tungusenstämme wieder zu Atem kommen, seßhafte Ackerbauer werden und neu aufleben.

* * *

Sie führten ein eigenartiges und beschwerliches Leben, diese Ostfischen, Suschen, Golden, Giljaken, Drottschen, Lasen, Udehesen und wie sie alle hießen und noch heißen, die Urbewohner jener Flußgebiete und Bergländer. In der Taiga leben sie in Rindenhütten, sogenannten Jurten, pflanzen ein wenig Getreide und Zwiebeln für den Eigengebrauch und gehen auf die Jagd nach seltenen Tieren und auf die Suche nach wunderbaren Pflanzen. Und all ihre Beschäftigung ist mit religiösen Anschauungen, tiefem Aberglauben und dunkler Mystik verknüpft.

Im Gebirge, im dichtesten Dickicht verborgen, wohnen die gefleckten sibirischen Hirsche und der seltenere und darum kostbarere Isjuhrhirsch. Ihnen stellen die einheimischen Jäger mit primitiven Fallen und Fallgruben nach, um die jungen Geweihe zu erbeuten. Die alten, hart gewordenen, haben keinen Wert mehr. Aus denen aber, die noch im Baß